Uwe Danker 1945/46 in Briefen und Berichten von Gertrud und Paul Bruhn

Die bedingungslose Kapitulation der Großdeutschen Wehrmacht am 8. Mai 1945, die „Stunde Null", wie diese deutsche Situation verklärt und falsch seither heißt, brachte zwar das ersehnte Ende des II. Weltkrieges in Europa und auch — für viele Deutsche immer noch erschütternd — das Ende der NS-Herrschaft, bescherte aber, im Nachhinein betrachtet, ansonsten weit mehr Kontinuitäten, als irgendwer der Zeitgenossen erahnen konnte. Eine ganz triviale darunter: Wer überlebt hatte, kämpfte jetzt weiter ums Überleben, um ein neues Leben nach dem Krieg. Zwar war die Bedrohung durch direkte Gewalt mit dem 8. Mai 1945 hinfällig, aber manche Auswirkungen des Krieges wurden jetzt erst spürbar oder traten gar erst ein: Verschollene — und damit oft nicht mehr lebende — Menschen, zerstörte Betriebe, Wohnungen und Existenzen, Versorgungsprobleme in den ersten drei Nachkriegsjahren, für viele zum ersten Mal Hunger. Wie es weitergehen würde, war unklar: welche Rahmenbedingungen die Kriegssieger setzen würden, wie schnell Familien wieder zusammenfänden, Menschen Wohnung und Arbeit erhielten, wie der private, öffentliche und wirtschaftliche Wiederbeginn gestaltet würde, wie eine neue deutsche Gesellschaft, ein neuer Staat (später wurden es gar zwei) aussehen und mitgestaltet werden könnten.

Dieses Spannungsfeld der privaten Neuformierung, der Ungewißheit und Perspektivensuche wird sehr deutlich in zwei Quellenstücken, die im folgenden abgedruckt werden. Es handelt sich um Schriftstücke des Ehepaars Gertrud und Paul Bruhn, um drei Briefe, die Paul im Herbst 1945 aus Kiel an seine Frau in Berlin sandte, und um im Nachhinein verfaßte Erinnerungen Gertruds an die Jahre 1945/46. Beide haben diese Texte Mitte der 80er Jahre in einem Typoskript zusammengefaßt, aus dem die folgenden Passagen vom Bearbeiter ausgewählt wurden.

Paul Bruhn wurde 1906 in Basel geboren, absolvierte beim Norddeutschen Volksblatt in Wilhelmshaven seine Schriftsetzer- und Buchdruckerlehre, besuchte später für zwei Jahre die Kunstgewerbeschule in Kiel und arbeitete in den 20er Jahren unter anderem als Drucksachen- und Anzeigenvertreter bei der Schleswig-Holsteinischen Volkszeitung in Kiel[1], deren Geschäftsführer seit 1924 sein Vater, John Bruhn, war. Gemeinsam machten sie sich einige Zeit nach dem Verbot der sozialdemokratischen Presse als Drucker in Berlin selbständig. Paul war von 1940 bis zur Kriegsgefangenschaft, wie er schreibt, „Bausoldat" und kehrte im Spätsommer 1945 nach der Entlassung aus der Kriegsgefangenschaft zunächst nach Kiel-Elmschenhagen zurück. Gertrud Bruhn, 1908 in Laboe bei Kiel geborene Perkuhn, besuchte die höhere Handelsschule und absolvierte eine kaufmännische Lehre. 1929 heirateten Gertrud und Paul und lebten bis 1934 in Stettin, wo Paul bis zur Besetzung der Volksdruckerei durch die SA im April 1933 als Betriebsassistent arbeitete. Unmittelbar nach Kriegsende kehrte Gertrud zusammen mit den beiden inzwischen geborenen Kindern zunächst in die Berliner Wohnung zurück.

Familiär und beruflich entstammten Gertrud und Paul Bruhn dem Milieu der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung. Für sie lag es nahe, 1945 nach 12jähriger Unterbrechung anzuknüpfen, diese privaten Beziehungen wieder aufzubauen, nach beruflichen

Schleswig-Holstein heute.

[1] Vgl. Regine Bigga, Uwe Danker, Paul Bruhn, Der VZ-Verlag in Photographien, in: DG 3 (1988), S.359-379.

Perpektiven zu sehen — und wieder so Politik zu machen, wie sie es gelernt hatten. Wie sehr und wie selbstverständlich diese drei Aspekte für sie zusammenfielen, machen die Texte deutlich. Anknüpfung an das sozialdemokratische Milieu und dessen Wiederaufbau war für sie und eine ganze Generation der Arbeiterjugend aus der Weimarer Zeit selbstverständlich. Daß dieses Milieu keine Zukunft mehr besitzen sollte, die organisierte Arbeiterbewegung ebenso dem Individualisierungsprozeß der Nachkriegszeit unterliegen würde wie andere politische Milieus, war zu dieser Zeit nicht absehbar.

Man knüpft genau da an, wo (nur) zwölf Jahre zuvor die Basisaktivitäten gescheitert waren: „Wir haben geworben und kassiert, haben Lebensmittel verteilt ..."(Gertrud). Man trifft Genossinnen und Genossen aus der Weimarer Partei, findet zu ersten Versammlungen, macht wieder mit, steigt schließlich auch beruflich wieder bei der 1946 erneut zugelassenen Parteizeitung ein. Und, wie die Briefe Pauls zeigen, geht es so offenbar vielen der überlebenden ehemaligen Mitarbeiter der Volkszeitung. Deutlich wird in den Texten, wie Solidarität und Aktivität in der Arbeiterbewegung verstanden wurden, aber auch, wie eng die Grenzen des Vertrauens in einer Notzeit sind. „Nebenbei" findet große Politik statt, redet einer wie Schumacher in Kiel und spricht ihnen „aus dem Herzen", stellen sie fest, daß die KPD sich zunächst zögerlich zeigt bei Verhandlungen um die Einheitspartei[2], erleben (und erlernen) wieder die alte Konkurrenz in der gespaltenen Arbeiterbewegung, und sei es bei der Verteilung von Lebensmitteln an Bedürftige. Und im übrigen: wie so oft sind die Mitglieder der KPD jenen der Sozialdemokratie in Sachen Disziplin überlegen. Sie kommen immer zur Essensverteilung.

Die Texte spiegeln weiterhin die Alltagsnöte der Familie Bruhn. Zunächst die Kommunikationsprobleme: Paul hört, daß seine Frau mit Kindern nach Berlin gegangen ist, er versteht es nicht, erreicht sie lange nicht, leidet sehr — Otto Grotewohl, der auf einer Parteiversammlung in Kiel spricht, soll als Briefträger helfen. Die Familie wird schließlich in einem holsteinischen Dorf einquartiert und alles andere als freundlich empfangen, sogar um Brot betrogen, ausgerechnet von einer Bäuerin. Viele der Einzelheiten, die Paul im Herbst 1945 beschreibt und die Gertrud später erinnert, stehen exemplarisch für Alltagserfahrungen vieler Menschen. Gertrud nach dem ersten wieder besuchten Seminar, bei dem sie sich vor allem unbeschwert sattessen konnte: „Ich wollte, ich wäre nie nach Oeschebüttel gefahren und hätte nie den Blick ins Paradies geworfen."

Kurze Texte, kleine Einblicke. Aber diese Kombination aus Privaterfahrungen mit denen des Wiederaufbaus der eigenen Bewegung steht exemplarisch für jene Gruppe, die ihre feste und dauerhafte Prägung in der Arbeiterbewegung der 20er Jahre erfahren hatte.

Nach einer beachtlichen Nachkriegskarriere innerhalb der sozialdemokratischen Presse leben Paul und Gertrud Bruhn heute in Braunschweig. Hoch betagt sind sie noch immer aktiv, unter anderem in der SPD und in der Industriegewerkschaft Medien. So wie sie es gelernt haben.

[2] Vgl. Detlef Siegfried, Zwischen Einheitspartei und ‚Bruderkampf'. SPD und KPD in Schleswig-Holstein 1945/46, Kiel 1992 (Sonderveröffentlichung des Beirats für Geschichte, 12).

Drei Briefe aus Kiel. Paul an Gertrud Bruhn.

9. September 1945

Meine liebe Gertrud!

Ich weiß heute noch nicht, ob ich meine Kennkarte so rechtzeitig bekommen werde, um mit Frau Gloystein, die aus Potsdam hier nach Kiel gekommen ist und nun wieder noch einmal nach Potsdam zurückkehren will, mitzukommen. Nach ihrer Schilderung sind die Ernährungsschwierigkeiten in Berlin immer noch sehr groß. Ich verstehe daher nicht, weshalb Du mit Antje und Hans nicht in Groß-Rogahn geblieben bist. Du wirst zwar Deine Gründe gehabt haben, und Du warst sicher auch der Ansicht, Du könntest nicht nach hier zu Oma[3] kommen. Aber Du kannst kommen, wenn Du Dich dort abmeldest. Vielleicht mußt Du die Sachen dort lassen, doch was macht das, wenn wir hier alle in einem heilen Haus mit Garten zusammen sein können, noch dazu in dem Haus, das Du bekommen sollst. Du mußt natürlich ebenso wie Frau Gloystein eine Bescheinigung haben, daß Du Dich mit den Kindern von dort auf den Weg begibst nach Kroog, um Dein eigenes Haus zu beziehen. Da ich hier doch bereits auch wohnhaft bin, wirst Du mit der Zuzugsgenehmigung und den Lebensmittelkarten keine Schwierigkeiten haben. Die Sachen, die Du dort lassen mußt, kann ja Ruth solange nehmen. Das Geld vom Postscheckkonto mußt Du Dir wohl in bar mitnehmen. Postsparbuch gilt auch hier. Wenn Ihr Euch außer dem, was Ihr anhabt, je ein Stück Kleidung für den Winter mitnehmt, eine Wolldecke und Essen für unterwegs, so muß es gut sein. Sieh — Mietze hat auch nur das eine Kleid, das sie auf dem Leib hat, es ist nun mal nicht zu ändern; aber es kommen auch wieder bessere Zeiten. Wir haben hier Ähren gelesen, und so kommen wir schon durch den Winter.

Ich konnte mich nur nach hier entlassen lassen, sonst säße ich noch im (Kriegsgefangenen-)Lager. Wenn hier wieder eine Zeitung aufgemacht wird, habe ich hier auch gleich Arbeit im Beruf. Also dafür ist gesorgt. Der Winter in Berlin ohne Feuerung und in der primitiven Wohnung ist doch nichts; kommt lieber hierher. Wir erwarten Euch!

Auf ein baldiges Wiedersehen.
Es grüßt und küßt Euch alle
Paul und Oma

19. September 1945

Meine Liebe!

Genau einen Monat bin ich jetzt hier, und so will ich kurz berichten, wie ich es hier angetroffen habe. Alle meine Gedanken richten sich auf Deine Ankunft mit den Kindern, hoffentlich warte ich nicht vergeblich. Ich brauche Dich nämlich wirklich. Es ist nun alles so gekommen, trotz mancherlei Versuchen, daß ich hier in Kiel und Du in Berlin bist. Und jetzt wieder, daß ich noch keine Kennkarte kriege. Ich soll wohl nicht nach dort — und so hoffe ich, daß Ihr nach hier kommt. Wenn auch manches fehlen wird, so kommt doch alles langsam wieder in Gang, daß man Hoffnung haben kann.

Aber wenn ich nun zurückblicke, so bin ich eben auf einem Nullpunkt angelangt, und da fehlst Du mir. Ich will meine Eindrücke von den ersten vier Wochen zu Papier bringen, damit auch Du im Bilde bist.

[3] „Oma" und „Opa" werden in diesen Texten Angehörige der Elterngeneration von Paul und Gertrud, die Großeltern ihrer Kinder, bezeichnet.

In der Gefangenschaft dachte ich erst mehr an Auswanderung, doch ist die Zeit nicht reif dazu, die Deutschen werden noch nirgends genommen. Dann hörte man in der Presse von Anstrengungen der überall neu eingesetzten Bürgermeister und die abfälligen Bemerkungen der Kameraden, die sich noch nicht aus der Gedankenwelt des Nationalsozialismus befreien können. Das weckte in mir den politischen Gegner, und ich sagte mir selber, es wäre von mir schnöde und feige, nicht mitzuhelfen am Wiederaufbau Deutschlands, so hart und schwierig es auch ist. Und dann reizte mich gerade die Schwierigkeit. Ich dachte an eine Existenz in Form eines Werbeverlags — aber später kam der politische Wille mehr zum Durchbruch, mir schwebte die Herausgabe sozialistischer Broschüren vor.

So wurde ich entlassen; die Entlassung ging schneller und glatter vonstatten, als ich gedacht hatte. Auch die Aufnahme in der Stadt Kiel klappte ohne Schwierigkeiten. Aber einige Enttäuschungen kamen doch. Ein Gang durch das zerstörte Kiel zeigte, daß im Beruf keine Aussicht bestand, da selbst die von der Militärregierung herausgebrachten Kieler Blätter in Flensburg gedruckt werden.

Vor dem Arbeitsamt traf ich Karl Rickers[4], er machte aber nach Hamburg, dort sollte seine Behörde[5] noch stehen; er meinte, Andreas Gayk[6] wäre hier gewesen, aber wieder in Garding. So war mein Plan, mich an den Wiederaufbau zu stürzen, arg gedämpft. Ich dachte, das ist nun der Rest, das ist geblieben vom sozialistischen Glauben und Wollen der zwanziger Jahre, von Feierstunden, Kinderfreundearbeit, Partei usw. Der eine geht nach da, der andere nach dort; jeder nur denkt an sich, seine Familie; keine Hand voll Menschen findet sich zusammen. — In der Bergstraße fand ich einen bescheidenen Laden „Buchhandlung Bergstraße", Steputat und Rindfleisch[7]. Aber sie war geschlossen. Das Hinterhaus, das frühere Druckgebäude, war noch da, aber die Schilder besagten „Mannesmann", „Uniformfabrik". Ja, die Zeitung war wohl in der Fleethörn gedruckt worden. Der zweite Gang durch Kiel war erschütternd. Entmutigt kam ich nach Kroog zurück.

Wir gingen zum Ährenlesen, alle stöhnten über das wenige Essen, die knappen Zuteilungen; Oma tat, als müßten wir alle verhungern, sie schimpfte auf die Engländer, die gönnten uns nichts, und daß uns die Nationalsozialisten betrogen hätten und daß sie solcher Verbrechen fähig gewesen wären. Und Frau Falk jammerte über ihre Heimat und um ihren Mann. So lebte ich zwischen diesen alten Frauen, hörte Radio, las die Zeitung, erzählte wohl auch von meiner Gefangenschaft und Kriegszeit und brachte immer wieder Beweise an für die Falschheit der Hitlerpolitik.

Bei einem Besuch in Kiel traf ich Fräulein Rindfleisch. Sie war älter geworden. Die Spuren der Angriffe zeichneten sich in ihrem Gesicht und am Haar. Sie sprach von Carl Storbeck, und daß sie durch ihn immer Nachricht von unserer Familie in Berlin hatte. Dann fragte sie, ob ich schon bei Ratz[8] gewesen wäre, der wäre jetzt Treuhänder der Kieler Druckerei und säße auf Opas Platz. Er wäre im Konzentrationslager gewesen, dann aber in der Druckerei angestellt gewesen und nun, da der jetzige Besitzer,

[4] Seit 1926 Redakteur der (sozialdemokratischen) Schleswig-Holsteinischen Volks-Zeitung (VZ) in Kiel, Mitarbeiter des Blick in die Zeit (siehe Beitrag in diesem Band), nach dem II.Weltkrieg langjähriger Chefredakteur der VZ; vgl.: Karl Rickers, Erinnerungen eines Kieler Journalisten 1920-1970, Neumünster 1992 (Sonderveröffentlichungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte, Bd. 24).

[5] Vermessungsabteilung VI beim ehemaligen Reichsamt für Landesaufnahme.

[6] In der Zeit der Weimarer Republik u.a. Lokalredakteur der VZ in Kiel, Hauptakteur des Blick in die Zeit (siehe Beitrag in diesem Band), nach dem II.Weltkrieg bis zum Tod 1954 Kiels Bürgermeister und Oberbürgermeister und Vorsitzender der SPD-Landtagsfraktion, in dieser Zeit die stärkste und wichtigste Persönlichkeit in der schleswig-holsteinischen Sozialdemokratie; gest. 1954. Vgl. Jürgen Jensen, Karl Rickers (Hg.), Andreas Gayk und seine Zeit, Neumünster 1974 (Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte, Bd. 61).

[7] Die sozialdemokratische VZ-Buchhandlung.

[8] Gelernter Schriftsetzer der VZ, in den 20er Jahren Landesvorsitzender der Arbeiterjugend und Kreisvereinsvorsitzender der SPD Kiel, NS-Verfolgter in KZ Sachsenhausen und Neuengamme, Lizenzträger und Verlagsleiter der VZ ab 1946, Landtagspräsident, gest. 1961.

ein reicher Gutsbesitzer und Offizier, verhaftet wäre, der Tommy[9] den Betrieb beschlagnahmt und Ratz als Treuhänder eingesetzt hätte. Ich freute mich über diesen Lichtblick und ging gleich zu Ratz. Er kam aus seinem Stuhl hoch, war überrascht, mich in Kiel zu sehn und stellte mich gleich dem Genossen Stahl vor. Nach einer Weile kam Rudi Grube ins Zimmer, von dem ich im Augenblick nur den Spitznamen „Döschkopp" wußte. Er ist hier in der Buchhaltung der Druckerei tätig. Karl Ratz erklärte mir die Lage des Betriebes; noch sind die Besitzverhältnisse ungeklärt. Sie möchten gern, daß der Besitz der Partei zurückgegeben wird und der jetzige Besitzer sich an die Stadt zwecks Entschädigung wenden soll.

Dann hörte ich, daß die SPD wieder im Entstehen begriffen ist. Wir wollten zwar die Einheitspartei, aber die Kommunisten sagen, sie müßten erst ihre Mitglieder umschulen für die Demokratie, deshalb müßten sie vorerst die KPD aufmachen. Sie wollen wohl erstmal Heerschau halten, um eventuell, wenn sie Massen auf die Beine bringen, die Führung zu beanspruchen. — Distriktführer in Elmschenhagen wäre Hermann Köster aus der SAJ[10], auch ehemaliger Buchdrucker, bei ihm könnte ich mich anmelden. — Es war Sonnabendmittag, Karl Ratz bat mich, am Montagvormittag nochmals vorbeizukommen, dann wollte er mir den Betrieb zeigen. Übrigens fängt August Gehl, der einen eigenen Betrieb gehabt hatte, aber völlig ausgebombt sei, wieder an. Auch der Buchbinder Baum, einer von den Älteren, wäre noch hier.

Am Montagvormittag zeigte mir Karl Ratz den Betrieb. Der Zeitungsbetrieb ruht. Es waren noch die „Kieler-Zeitungs-Platten"[11] vorhanden. Die Rotationsmaschine galt als Ausweichmaschine bei Bombenschäden, doch jetzt hatte sie Rost angesetzt. Ebenso waren einige Setzmaschinen dem Wetter schutzlos preisgegeben worden, wofür Karl Ratz Freundel verantwortlich machte. Der hätte gleich wieder mit wehenden Fahnen umschwenken wollen; wenn man an die verrosteten Maschinen denke, die durch einfaches Überdecken geschont worden wären — könne man nicht sagen, daß Freundel[12] den Betrieb in unserem Sinne erhalten hätte — er wollte jetzt den Betrieb pachten — jetzt habe er sich zwischen alle Stühle gesetzt. Wächtler wäre als Nationalsozialist noch bis vor kurzem im Amt gewesen, obwohl für die Engländer gedruckt wurde. Aber die Tommys verlangen ausreichendes Material, um einen Nazi zu entfernen.

Karl Ratz meinte, er würde mich gern einstellen, aber zur Zeit wäre infolge Papierbeschaffungsschwierigkeiten wenig Beschäftigung. Es stehen tatsächlich viele der neu hinzugekommenen Maschinen still. Auch die Verhandlungen wegen Herausgabe einer eigenen Zeitung hat der Tommy noch zurückgestellt wegen der Papierfrage.

Ich lernte auch den Sohn Erwin Ratz kennen. Karl hat schon einen so großen Sohn, da merkt man die Jahre, die zwischen Kiel 1928 und heute liegen. Der Sohn übernimmt die Handelsvertretung, die dem Vater ein einbringliches Geschäft war. Er habe sich aber in den Dienst der Partei gestellt, sagte Karl Ratz.

Hermann Köster ist mir bekannt. Er ist erwerbslos, entlassen wie ich. Gehört eigentlich nach Thüringen, dort hat er seine Fa-

[9] Zeitgenössischer Spitzname für Briten. Eigentlich von Briten für Briten, weil die Heeresvorschriften stets den fiktiven „Normalsoldaten" Thomas (Thommy) Atkins anführten.

[10] Sozialistische Arbeiterjugend.

[11] NS-Zeitung in Kiel, die zum Teil auf Maschinen (und Personal) der ehemaligen VZ zurückgriff.

[12] Alfred Freundel, Geschäftsführer der VZ bis 1933, in nachgeordneter Stellung während der NS-Zeit weiterbeschäftigt; vgl. Rickers (Anm. 4), S. 101.

milie. Er ist wohl 35 Jahre alt, hat eine gute Rednergabe und Organisationstalent. Er kennt die Kieler Verhältnisse, wenn ihm auch die Siedlung Elmschenhagen ebenso neu ist wie mir, so hat er sich doch gut eingelebt in der kurzen Zeit. Auch hat er bei seinem Freund Paul Segert, bei dem er jetzt wohnt, eine gute Unterstützung. Ich war an dem Montagabend gleich mit zur Distriktführersitzung. Karl Ratz macht den Parteivorsitzenden. Die neuen Leute sind alles junge Leute, so daß sicher keine Verkalkung der Partei wie nach dem ersten Weltkrieg eintreten kann. Ich traf dort viele bekannte Gesichter. Da auch Hermann Köster für Elmschenhagen nur junge Leute zur Arbeit heranzieht, so ist wohl eine Verjüngung in der Partei da, was nur gut sein kann, da auch die KPD, wie wir auf der gemeinsamen Funktionärssitzung feststellen konnten, über gute junge Kräfte verfügt.

Mit Carl Storbeck traf ich vorigen Montag zusammen. Er sagte mir unaufgefordert, er habe wegen meiner schon mit Ratz gesprochen, und ich sei der Erste, den er einstellt. Carl Storbeck ist im Bezirksvorstand. Er ist auch schon alt geworden. Er erkundigte sich nach Opa, seinem Schul- und Lehrkollegen und auch späterem Kollegen in der Parteipresse und in der „Konzentration"[13]. Aber ich konnte ihm ja auch nur das wenige von Ruths Karte mitteilen.

Soviel von den Dingen in Kiel, vom Beruf und von der Partei. Ich bin nun noch zu Hause. Festlegen wollte ich mich auch nicht, da ich doch nach Berlin wollte, Euch zu holen oder auch dort zu bleiben. Aber die Verhältnisse sind gegen mich. So bin ich noch in Kiel und warte nun auf Euch. Ich laufe noch im feldgrauen Rock herum, habe keine Arbeit und keine Aussicht und vor allem Euch nicht. Alles Leben hat doch nur Sinn „mit" Euch und „für" Euch. Ich werde wohl vorerst schippen müssen, doch das ist gleich. Die Hauptsache ist ja, daß man was tut. Daß man anerkannter Bürger ist. Alles andere kommt dann von allein. Eine Tätigkeit in der Partei wird sich finden, und ob es richtig ist, sich im Druckereibetrieb mit einer Setzerstelle zu begnügen, ist doch fraglich, dann lieber selbständig. Eine Tätigkeit in der Kommunalverwaltung ist zwar auch nützlich, doch eine einfache Schreiberstelle, die kann ein Berufsangestellter besser ausfüllen. Es müßte sich schon um ein politisches Amt handeln. Alles muß sich entwickeln, und so ist es vielleicht ratsam, die Dinge reifen zu lassen, vorerst nur Notstandsarbeit zu leisten und sich alle Chancen offen zu halten. Man kann ja vorderhand nur von der Hand in den Mund leben, die nötigen Bedürfnisse befriedigen, Haus und Garten in Ordnung bringen und die Familie durch den schweren Winter.

Doch Du, Du fehlst mir. Oma ist doch zu sehr angekränkelt von der Hitlerzeit, sieht nur schwarz, meint, sie müßte verhungern, fühlt sich um die Früchte ihres Lebens gebracht und hat so wenig Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Sie hat sogar Angst, Euch hier unterzubringen. Wenn man etwas Material bekommt, um den Boden auszubauen, das gäbe ein Schlafzimmer ab, dann sieht alles schon ganz anders aus. Wir können Sorgen und Nöte teilen und auch wieder froh in die Zukunft schauen, schaffen und Pläne schmieden.

[13] „Holding" der sozialdemokratischen Presse.

Kiel, 10. Oktober 1945

Meine Lieben!

Vieleicht bekomme ich heute den Genossen Otto Grotewohl aus Berlin zu fassen, der, wie mir Karl Ratz sagt, heute in Kiel sein soll; dann kann ich ihm den Brief mit nach Berlin geben. Ich weiß ja nicht, ob Du, Gertrud, mit den Kindern unterwegs nach hier bist? Ich hatte durch Frau Gloystein, die nach Potsdam fuhr, vor vierzehn Tagen einen Brief mitgeschickt und Euch geraten, mit ihr nach Kiel zu kommen.

Ich habe jetzt meinen Antrag auf eine Kennkarte endlich stellen können, so daß ich, wenn Ihr dort in Berlin geblieben seid, in der nächsten Zeit mal rüberzukommen versuche. Ob ich dann dort in Berlin bleiben kann, weiß ich nicht, da ich dort wohl keine Zuzugsgenehmigung bekommen werde. Hier habe ich Karten und auch Arbeit, wenn auch zur Zeit noch Notstandsarbeiten, so habe ich doch durch Karl Ratz die Zusicherung, als nächster Setzer eingestellt zu werden.

Ich habe Euere beiden Karten erhalten, uns war allerdings nicht klar, weshalb Ihr nach Berlin gefahren seid. Sicher wegen des Geldes. Ihr schreibt weder vom Geld noch vom Essen, das Ihr bekommt, ob Ihr Euere Küche noch habt, wer alles bei Euch in der Wohnung ist und ob Ihr Feuerung oder Gas habt? Betten habt Ihr auch nicht. Sind denn die Matrazen noch dagewesen? Auf alle diese Fragen haben wir keine Antwort. Von Friederike bekamen wir soeben Post, ihr und Liesel geht es sehr gut. Nun weiß sie durch uns, daß die Spandauer am Leben sind. Gestern hat sich endlich auch Herr Falk gemeldet. Er ist in Dänemark.

Wie ist das, müßt Ihr Frauen dort arbeiten? Wo wohnen Ruth und Opa? Opa ist wohl sehr hinfällig, hat er denn Pflege? Wer hat den Betrieb gepachtet? Wenn Ihr noch dort geblieben seid, so schreibt doch mal einen ausführlichen Brief. Vielleicht komme ich in diesem Monat zu Euch — und wenn's nur für kurze Zeit ist. Ich bin hier mit vielen Jugendgenossen zusammen. Gestern war ich bei Mandelkow, der die Jugendfragen bei der Stadt unter sich hat.

Bleibt weiterhin gesund. Opa vor allem wünsche ich Besserung! Ruth die besten Glückwünsche zum Geburtstag!

Haltet die Ohren steif!

Herzliche Grüße und Küsse Euch allen.

Paul und Oma.

Die Erinnerungen von Gertrud Bruhn (in Auszügen)

Wir verlassen Berlin

Es war Mitte Oktober 1945 und naßkalt, denn wir hatten noch kein Feuer im Herd und keine Scheiben im Fenster, da hörte ich draußen einen mir sehr bekannten, lieben Pfiff. Ich war in der Küche und steckte meinen Kopf durch den leeren Fensterrahmen. Da sah ich Pauls Kopf im Treppenhausfensterrahmen. Schnell war ich an der Tür. Jetzt waren wir wieder alle zusammen, denn Hans mußte auch gleich aus der Schule kommen. Das war eine Freude im traurigen Berlin.

Paul wollte uns nach Kiel holen. Er war mit zwei anderen Berlinern, die auch nach Kiel entlassen waren, in einem Bus der Post bis nach Braunschweig mitgenommen worden. Im zerstörten Braunschweiger Bahnhof hatten sie, an die Wand gelehnt, geschlafen, um dann mit einem Zug über Weferlingen nach

Wahrstedt zu fahren. Dort hatten sie in einem Gasthof mit anderen, die auch nach dem Osten wollten, und solchen, die aus dem Osten kamen, wie in einem Schmuggellager die Nacht verbracht. Im Morgengrauen waren sie an der Aller über einen Zaun geklettert und bei Öbisfelde auf die russisch besetzte Seite gekommen. Es war Sonntag, die russischen Soldaten lärmten in ihren Unterkünften. Sie gingen zum deutschen Bürgermeister und ließen sich einen Passierschein ausstellen. Mit dem Zug fuhren sie nach Magdeburg. Dort mußten sie zu Fuß über die zerstörte Elbbrücke laufen, bis nach Burg. Von Burg aus bekamen sie dann einen Zug über Brandenburg nach Berlin.

Ich sagte Paul, daß mir zwei Frauen aus Kiel seine Briefe gebracht hätten, wonach ich mit ihnen nach Kiel kommen sollte; aber wie hätte ich das schaffen sollen, zu Fuß durch die Zone, mit Antje an der Hand, wenn wir auch noch etwas Kleidung und Wäsche hätten tragen müssen ...

Am 29. Oktober 1945 bekam ich auf meinen Antrag beim Bezirksamt Tiergarten der Stadt Berlin eine Flüchtlingsbescheinigung, um mit zwei Kindern von Berlin nach Kiel reisen zu können. Wir mußten uns täglich in einer Kaserne einfinden, um einen Termin für die Ausreise zu bekommen. Inzwischen hatten wir ja Hans durch die „Aktion Storch" mit einem großen Schrankkoffer nach Westdeutschland in den Postbus setzen können, der unter Bewachung englischer Soldaten auf Motorrädern zum Schutz gegen Überfälle der Russen durch die sowjetische Zone fuhr.

Es wurde auch höchste Zeit, daß wir ebenfalls auf die Reise gehen konnten, denn Paul hatte keine Lebensmittelkarten und kein Berliner Geld. So verkauften wir die Bücher, die sich für eine Leihbücherei eigneten und keine Wasserflecken aufwiesen ...

Mitte November war es endlich soweit. Wir wurden vor dem Transport mit der Eisenbahn noch durch englische Soldaten mit DDT gegen Läuse desinfiziert. Als Antje die große Spritze sah, führte sie wilde Tänze auf und schrie: „Ich will nicht geimpft werden!", weil sie an die Impfung zur Erlangung von Lebensmittelkarten dachte. Die englischen Soldaten machten sich einen Spaß und steckten die DDT-Spritze zwei jungen Mädchen vor uns in den Halsausschnitt, so daß diese aufjuchten, was Antje für Schreien hielt. Die Soldaten lachten über Antje und sprühten ihr nur etwas unter die Kappe.

Am nächsten Tag ging es mit der Eisenbahn los. Unterwegs sprangen an einer Stelle — ich weiß nicht mehr, wo es war — zwei russische Soldaten auf unseren Wagen auf, um sich der Koffer von Mitreisenden zu bemächtigen. Lautes Geschrei und wilde Schießerei zwischen den englischen Soldaten unserer Bewachung und den Russen beendeten den Zwischenfall. Bei uns im Wagen gab es keine Verletzten. Ob in den anderen Wagen etwas passiert ist, weiß ich nicht.

In Helmstedt auf dem Bahnhof trafen wir Bekannte aus unserm Ruderverein in Berlin, die uns erzählten, daß sie nun wieder nach Berlin zurückmüßten, da ihnen sämtliches Geld und die Koffer von den Russen gestohlen worden wären. Es war eine Gruppe von etwa zwanzig Männern und Frauen.

In einer Baracke auf dem Bahnhof mußten wir unsere Oberkörper zur Untersuchung freimachen und unsere Kleider auf einen Tisch legen, alle übereinander. Man muß sich vorstellen, die unteren Kleider wurden immer hervorgezogen, denn die Besitzer wollten sich natürlich anziehen, wenn sie untersucht waren. Wir mußten alle, Männer, Frauen und Kinder mit hocherhobenem Arm an einer Gruppe Soldaten vorbeimarschieren. Ob wir auf Läuse oder SS-Zeichen untersucht wurden, das weiß ich nicht. Dazu brauchte man doch die kleinen Kinder nicht auszuziehen, denn Antje war gerade zweieinhalb Jahre alt. Wir wunderten uns sehr, daß wir in dem Kleidergewühle unsere Kleider wiederfanden.

Endlich ging es weiter nach Bad Segeberg in Holstein. Hier wurden unsere Personalien aufgenommen. Paul bekam ein zweites Mal einen Entlassungsschein als ehemaliger Soldat. Für die Nacht mußten wir uns in einem großen Saal auf Strohsäcke zum Schlafen legen. Plötzlich kam eine junge Frau oder [ein] Mädchen zu uns und bat, daß wir sie in Schutz nehmen sollten, sie würde belästigt. Wirklich kam der Unhold gleich nach und wollte sich dazwischenquetschen. Lautes Geschrei und Schimpfen unsererseits rettete das Mädchen vor der Belästigung.

Am nächsten Tag wurden wir auf offene Lastwagen-Anhänger gebracht, ich glaube, ich kann wohl „verladen" sagen, und aufs Land nach Kuddewörde gefahren. Es war furchtbar kalt auf dem Anhänger, wir saßen auf dem Boden. Antje hatte ich vor mir auf dem Schoß und wärmte sie so etwas, dabei hielt ich mit beiden Händen ihren Kopf fest, da sie nicht im Stande war, ihn selbst still zu halten, weil der Wagen auf dem Kopfsteinpflaster so holperte. Mir fielen jetzt die Russinnen ein, die mit ihren Kindern bei der Flucht aus Pommern im Gegensatz zu uns Deutschen im offenen Wagen fahren mußten, während wir im geschlossenen Viehwagen doch vor dem Wind geschützt waren. Wie müssen die gefroren haben, und was ist wohl aus ihnen geworden?

Auf dieser Fahrt hab ich irgendwo unser schönes Brotmesser aus dem Rucksack verloren. Man mag jetzt sagen, das wäre doch nicht so schlimm. Es war aber schlimm, denn es gab ja nichts zu kaufen. Unsre Wohnung war entzwei, Wäsche und Geschirr hatten wir in Schlesien und auf dem Gut in Pommern gelassen, und die Koffer waren unterwegs verloren gegangen. Im Augenblick hatten wir nichts anderes als Handtasche, Rucksack, einen alten Koffer und eine große Verzweiflung.

Endlich kamen wir in Kuddewörde an. Als wir ausstiegen, waren wir eisig kalt und ganz lahm. Ich mußte aufpassen, daß ich nun nicht noch einen Hexenschuß bekam. Der Bauer, der uns aufnehmen sollte, hatte etwa sechs Kühe im Stall, dazu Schweine und Federvieh. Er war gleichzeitig Schneidermeister. Unser Zimmer lag im ersten Stock. Wir durften aber nicht die Treppe von der Haustür aus benutzen, das war uns streng verboten. Wir mußten über den Hof gehen, durch den Kuhstall, dann eine enge steile Treppe hochsteigen und durch eine kleine Kammer, die mit Sensen und Harken vollgestellt war. Dann kamen wir auf den Flur, von dem unser Zimmer abging. Genauso mußten wir die Toilette im Kuhstall aufsuchen. Das Zimmer starrte vor Dreck. Die Betten waren noch warm von den Vormietern und so schmut-

zig, daß uns davor ekelte. Noch stand das alte Waschwasser in einer Schüssel für uns da. Wir hatten nichts zu essen, konnten auch nichts kaufen, weil wir keine Lebensmittelkarten hatten.

Wir baten die Hausfrau, uns doch etwas Milch für Antje zu geben. Sie gab uns keine Milch, aber drei Tassen schwarzen Malzkaffee konnten wir haben, und wir mußten froh sein, unserm Magen wenigstens schwarzen Malzkaffee anbieten zu können.

Am anderen Morgen gingen wir drei zum Bürgermeister, der im anderen Dorf wohnte. Wir fragten nach Lebensmittelkarten für uns. Aber, da es Sonntag war, konnte er uns keine Karten geben. Wir müßten von unserem Bauern verpflegt werden, sie könnten sich nicht weigern, wir sollten ruhig zurückgehen und etwas von ihnen fordern. Ich hatte schon fürchterliche Magenschmerzen vor Hunger, sagte aber nichts, um Paul nicht zu beunruhigen.

Auf meine Vorhaltungen und den Bescheid des Bürgermeisters holte die Frau Brot aus dem Schrank, als ich ihr sagte, daß sie es von uns wiederbekäme, wenn wir die Lebensmittelkarten hätten, schnitt sie einige Scheiben Brot ab und legte sie auf die Waage. Es fehlte etwa eine Scheibe am vollen Pfundgewicht. Sie gab mir das Brot mit dem Bemerken, daß wir es nicht so genau nehmen wollten.

Am andern Tag bekamen wir Lebensmittelkarten und holten sofort Brot vom Kaufmann, und ich brachte das geliehene Brot der Bäuerin. Diese schnitt jetzt ganz kräftig darauf los, und die Scheibe Brot, die am Vortage am Pfund fehlte, schnitt sie jetzt eben mit dem Bemerken: „Wir wollten es ja nicht so genau nehmen." mehr ab. Sie hat uns um etwa 250 Gramm betrogen, dieses Frauenzimmer! Eine andere Bezeichnung hat sie nicht verdient …

Wieder in Kiel und politisch aktiv

In der großen Halle der „Elac", der ehemaligen Werkshalle, in der jetzt die Studenten der zerstörten Kieler Universität Vorlesungen besuchten, sollte Kurt Schumacher, der Vorsitzende der westdeutschen Sozialdemokraten, sprechen. Paul und ich, wir standen im vollen Bus, als ich plötzlich meinen Namen von irgendwo her hörte. „Ja, sie ist es", hörte ich sagen. Else Lemke hatte mich entdeckt. Karla Bielfeldt mit ihrem Fiete grüßte zu uns rüber. Und es waren noch mehr Bekannte im Bus. Mit einem Hochgefühl in der Brust marschierten wir vom Schwedendamm, der Busendstation, durch Kiel. Nach einer Stunde waren wir angelangt und fanden noch Sitzplätze. Wir fanden noch mehr Bekannte. Mehr als wir zu hoffen wagten.

Plötzlich war eine leichte Unruhe in dem großen Raum. Kurt Schumacher kam, gestützt von Annemarie Renger, seiner Sekretärin. Er wurde von einigen Männern auf das Podium geleitet, denn er hatte im KZ gelitten und schon im Ersten Weltkrieg seinen Arm verloren. Alle hörten ihm begeistert zu; die Begeisterung hatten wir nicht verloren. Wir konnten sie zeigen, und das war gut, denn sie steckte an.

Kurt Schumacher wehrte sich hartnäckig, Befehlsempfänger der Alliierten, der Besatzungsmächte, zu werden. Vor allem auch wehrte er sich gegen den Vereinigungsversuch der Sowjets, die SPD in eine Einheitspartei mit den Kommunisten zu pressen. Auch wandte er sich gegen weitere Demontagen, die den Aufbau Deutschlands verhindern würden.

Rasender Beifall zeigte, daß Schumacher uns aus dem Herzen gesprochen hatte. Der gemeinsame Gesang unseres alten Kampfliedes „Brüder zur Sonne, zur Freiheit" beendete diese machtvolle Kundgebung.

Daß wir jetzt den langen Marsch nach Hause zwei Stunden zu Fuß zurücklegen mußten, weil kein Bus mehr fuhr, machte uns nichts aus.

In den nächsten Tagen und Wochen wurden viele Besuche gemacht. Wir waren uns alle wieder näher gekommen, denn wir hatten uns jahrelang nicht gesehen und nichts voneinander gehört. Ich trat der Arbeiterwohlfahrt als Helferin bei und tat, was in meinen Kräften stand. Auch die Frauen riefen wir zusammen und gründeten die SPD-Frauengruppe in Kiel-Elmschenhagen. Schon seit dem 25. November 1945 war ich wieder Mitglied der SPD geworden ...

Andreas Gayk, der frühere Lokalredakteur der Schleswig-Holsteinischen Volks-Zeitung und zu Beginn der Nazizeit noch eine Weile Herausgeber der Nachrichtenzeitung Blick in die Zeit, war jetzt Bürgermeister von Kiel geworden. Durch seine Vermittlung erhielt Paul im Stadtwirtschaftsamt eine Tätigkeit als Aushilfsangestellter nach TO A VIII[14] mit einer Grundvergütung von 191,50 RM plus 61,- RM Wohngeldzulage und dem Kinderzuschlag von 40,- RM. Nach Abzug der Notverordnungskürzung verblieb ein Bruttoeinkommen von 284,90 Mark im Monat.

Am 26. März 1946 schied Paul bei der Stadt aus, da die Schleswig-Holsteinische Volks-Zeitung wieder erscheinen konnte. Dabei wurde er als Anzeigenleiter und Stellvertreter des Verlagsleiters Karl Ratz eingesetzt.

Paul war aus der Gefangenschaft nur mit dem gekommen, was er auf dem Leib trug. Unsere Oma in Kiel war sein erster Zufluchtsort, denn wir waren zu dieser Zeit noch in Berlin. Es war schlimm, sagte Oma, Paul zu überzeugen, lieber Unterwäsche von ihr anzuziehen als die Uniform auf dem nackten Leib zu tragen, während sie die Wäsche waschen mußte ...

Dann kam die Zeit, wo wir alle das Glück hatten, Essen auszugeben; Oma mit einer Rote-Kreuz-Schwester zusammen an alte Leute über 70 Jahre und an Kinder im Vorschulalter. Ich habe in der Schule Essen an Schüler und Lehrer ausgegeben. Paul bekam sein Essen im Betrieb, weil in der Druckerei die Lebensmittelkarten gedruckt wurden. Hans erhielt Essen in seiner Schule.

Zuerst durften wir Helferinnen für uns einen kleinen Schlag Essen abnehmen. Fünf Kübel Essen teilten die Kommunistenfrauen aus. Sie gaben den Kindern reichlich Essen und meinten zu den Kindern: „Sagt den Eltern, daß sie die KPD wählen sollen, dann kriegt ihr immer so viel zu essen." Unsere Helferinnen von der SPD hatten auch fünf Kübel Essen auszuteilen. Doch während alle KPD-Frauen regelmäßig kamen, fehlten bei uns oft die Helferinnen. Sie meinten immer, man könnte es ihnen nicht zumuten, mit leerem Magen über vollen Kübeln zu hängen. Wenn ich zum Einkaufen durch das Lager ging, riefen die KP-Frauen mir zu, von uns wäre wieder einmal niemand gekommen. Dann stellte ich mich zum Ausgeben an die fünf Kübel, bis die Kommunistinnen mir helfen kamen.

[14] Tarifordnung A 8.

Später, als auch die Helferinnen einen Schlag Essen bekamen, fanden sich unsere Frauen ein und sagten, jetzt wären sie dran; ich wäre nun lange genug dabeigewesen. Doch ich blieb dabei, Essen auszugeben, wenn ich mit dem Dienst an der Reihe war, denn ich wollte und konnte auch nicht auf meinen Schlag Esssen verzichten.

Ich habe in der Zeit noch viel ehrenamtlich gearbeitet. Die SPD-Frauengruppe war doch wieder neu gegründet worden. Da bin ich von Haus zu Haus gegangen und habe alte Genossen und Genossinen aufgenommen, die haben mir immer wieder neue Adressen gegeben, solche, die schon vor 1933 Mitglied waren, und solche, die uns nahestanden; und dann gab es auch die, die noch zu jung waren, um Nazi gewesen zu sein.

Von uns in Elmschenhagen weiß ich, daß wir damals alle sehr fleißig waren, und daß es sich bei der nächsten Wahl auch zu unseren Gunsten auswirkte. In der Frauengruppe war meine Freundin Karla Bielfeldt die erste und ich die zweite Vorsitzende. Ebenso war es bei der Arbeiterwohlfahrt. Ich war ebenso wie Karla von morgens bis abends dafür tätig. Wir beide konnten es so machen, weil wir mit unseren Müttern zusammen wohnten, die ja auch noch nicht so alt waren; sie konnten gut den Haushalt und die Familie versorgen.

Wir haben geworben und kassiert, haben Lebensmittel verteilt und Kleiderstücke aus Sammlungen sowie Geschenke aus Schweden unter die Leute gebracht. Es war gar nicht so leicht, alles gerecht zu verteilen, denn viele hatten weniger als wenig. Ich bin deswegen oft angegriffen worden ...

Inzwischen wurde ich Vorsitzende der Notgemeinschaft. Das war eine Vereinigung der Wohlfahrtsverbände: Arbeiterwohlfahrt, Rotes Kreuz, evangelische und katholische Kirche, und wenn im Stadtteil vorhanden, die Jüdische Gemeinde. Die Leute hatten bei allen Organisationen Anträge gestellt, auch die Nichtausgebombten und die, die keine Flüchtlinge waren. Bei uns in der Notgemeinschaft kamen nun alle Anträge zusammen und wurden verglichen. Denn wenn es etwas zu verteilen gab, sollte dies nur einmal und nur von einer Stelle verteilt werden ...

Eines Tages bekam ich von der Arbeiterwohlfahrt eine Einladung zu einem Kursus von einer Woche. Ich freute mich sehr, ebenso wie die anderen Helferinnen. Viele kannte ich schon aus der Zeit vor 1933, es konnte sehr nett werden. Und es wurde sehr, sehr nett! Es war Winter, es lag viel Schnee, die Sonne zeigte sich von ihrer besten Seite, und im Haus war es mollig warm. In der schönen Villa in Oeschebüttel, die die Arbeiterwohlfahrt gekauft und als Heim eingerichtet hatte. Hier konnten wir uns alle sattessen. In der damaligen Zeit waren Essen und Wärme das Wichigste für uns alle. Dabei ging es uns noch nicht einmal am schlechtesten.

Wir lagen mit vier Frauen in einem warmen Zimmer, wir hatten uns viel zu erzählen. Viele Jahre hatten wir uns nicht gesehen, und wir alle waren unserer Idee treu geblieben. Keine von uns gehörte zu den anderen, denn zwischen 1933 und 1945 konnten dieses nicht viele sogar von der eigenen Familie sagen. Das war schlimm, es war sogar sehr schlimm.

Wir haben bis lange in die Nacht hinein erzählt und zugehört. Aber wir haben doch noch geschlafen, denn morgens waren wir wieder frisch und ausgeruht und gingen hinunter zum Frühstück. Ich weiß nicht mehr, was uns vorgesetzt wurde, nur, daß es uns gut schmeckte und daß wir satt wurden, ein von uns lange nicht gespürtes Gefühl.

Auch die Vorträge, Diskussionen und Aussprachen; es war etwas, was uns, ich möchte sagen, lockerte und frei machte von Druck und Angst. Wir vergaßen etwas von unserer derzeitigen Misere und hofften auf die Zukunft. Ob wir wohl noch einmal eine bessere Zeit, ohne Hunger und Kälte erleben würden, oder waren wir schon zu alt? Wir waren alle unter 40 Jahre alt. Wieviele Jahre mußten wir noch warten, vielleicht dauerte es auch nicht mehr so lange, denn die Lebensmittel, die wir hier aßen, kamen aus Schweden, aus England und sogar aus Amerika. Jedes Mittagessen, jedes Abendessen war ein Geschenk für uns. — Auch Paul war später einmal für mehrere Tage in Oeschebüttel, sie wurden vom Innenminister von der kommenden Währungsreform unterrichtet. Auch ihnen hatte es dort sehr gut gefallen.

Und dann kam für uns der Tag vor der Heimfahrt. Unsere letzte Mahlzeit am Nachmittag, wir waren alle erschüttert, gab es denn so etwas noch? Eine Konditorei? Die Tische waren nicht mehr in T-Form aufgestellt, sondern wie in einer Konditorei als kleine hübsch gedeckte Tische mit Decken, Servietten, Kuchengabeln, einem Licht und einem Kuchenteller mit dem schönsten und besten Kuchen, den wir uns nur denken konnten. Es war für uns wie Weihnachten von früher! Wir saßen immer mit drei oder vier Frauen an einem Tisch, wir genossen den Kaffee, der auch den ganzen Raum mit seinem Duft erfüllte.

Es war etwas, das man nicht beschreiben kann, das die heutige Generation nicht nachempfinden kann, weil sie unsere Not, den Mangel und Hunger der Nachkriegszeit, nicht miterlebt hat. Wir wünschen es der heutigen Jugend auch nicht, nur sie soll es uns glauben, dann würde sie uns auch besser verstehen.

Dieses war Kuchen wie im langen Frieden, das Gefühl, das wir hatten, war und ist nicht zu beschreiben; zu Hause mußten wir uns abmühen, die Familie satt zu bekommen. Unser Kuchen zu Hause bestand immer noch aus Kartoffelschalen, die wir erbettelten oder eintauschten. Spatzeneiern aus den Nestern, Grassamen, der fürchterlich im Hals kratzte, und irgendein Aroma bestimmte den Namen des Kuchens.

Unsere leise Schwermut schwand schon im Laufe des Abends. Wir haben noch manches gemeinsames Lied gesungen und der Köchin und der Leiterin für die schöne Zeit und den wunderschönen Abend gedankt. Dann ging es schnell ins Bett, denn wir hatten am anderen Tag eine lange Fahrt, mehr ein langes Warten zu den Anschlüssen, vor uns. Doch war auch das noch nett, denn wir waren uns alle einig, es hatte keinen Zank und Streit gegeben.

Als ich in Elmschenhagen aus dem Zug stieg, war es schon dunkel, es brannten keine Laternen, auch unser Haus war dunkel, denn unsere Feuerung reichte nur für die Küche, weil dort gekocht wurde. In der Küche saß die Familie, auch im Dunkeln.

Ich kam über den Hof und durch die Waschküche ins Haus und roch die Steckrüben, Steckrüben, die auf dreierlei Art gekocht wurden. Das Küchenfenster stand auf, damit der Geruch und der Wrasen abziehen konnte. Alle freuten sich, daß ich wieder da war, aber alle warteten auch auf die Steckrüben.

Und da war es bei mir wieder soweit, ich lief ins kalte Zimmer und weinte vor Verzweiflung. Diese Tage in Oeschebüttel hatten uns gezeigt, wie man leben könnte. Und das Erwachen war grausam, grausamer ging es nicht.

Ich wollte, ich wäre nie nach Oeschebüttel gefahren und hätte nie den Blick ins Paradies geworfen. Natürlich fing ich mich wieder, denn das Leben mußte ja weitergehen, und es ging ja auch weiter.

Paul und Gertrud Bruhn, 1994.